



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Haarhaus, Julius R.: Der Antiquar : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

großer, der Geschichte angehöriger Persönlichkeiten und deren Taten erinnern dürfen. Viel Schönes und Sehenswertes wurde uns zu schauen geboten; nie und nirgends wollten wir uns durch den Gedanken, daß noch mehr zu sehen war, die Freude an dem zunächst erreichbaren verderben lassen. So ist nur angenehme Erinnerung an die Sammlung gekaufter und selbst aufgenommenener Bilder geknüpft, die den mit jeder vernünftigen Reise verbundenen Genuß rückschauender Betrachtung wesentlich vertiefen.



Der Antiquar

Von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)



Der Antiquar hatte das Rezept des Helmstedter Gelehrten schon mindestens ein dutzendmal gelesen. Nicht etwa, daß er an die Wirkung des Mittels geglaubt hätte! Beileibe nicht! Ein Mann, der seinen Geist an der literarischen und philosophischen Hinterlassenschaft des Altertums geschult hat, ist gegen den Zauber, den das Übernatürliche auf unbefangne Menschen ausübt, gründlich gefeit. Hätte sich das Mittelalter, als es die kostbare Erbschaft der Antike antrat, weniger an die philologisch-grammatikalische Schale und mehr an den geistigen Kern der Klassiker gehalten, so würde es die Irrwege mystisch-hyperphysischer Spekulationen vermieden und die Kulturentwicklung nicht um mehrere Jahrhunderte aufgehalten haben. Allerdings — das mußte sich auch Polykarp Seyler immer wieder fragen — wo lagen in den verschiedenen Perioden der Menschheitsgeschichte bei den höher organisierten Individuen die Grenzen der Naturerkenntnis? Sollte es nicht zu jeder Zeit Männer gegeben haben, deren geistigem Auge sich die rätselhaften Kräfte, die das All beselen und bewegen, williger enthüllten als andern? Schienen nicht auch in unsern Tagen die Entdeckungen eines Röntgen, eines Herz, eines Marconi die ganze mühsam erworbne Schulweisheit unsrer physikalischen Wissenschaft über den Haufen zu werfen? Vielleicht war der alte Weiries auch so einer gewesen, dem sich der Zauberberg von selber aufthat, an dessen Eingang Tausende vergebens stehn und ihr „Sesam, öffne dich!“ rufen?

Gewiß, der kritiklose Glaube an die tiefen Naturerkenntnisse des Helmstedter Professors wäre lächerlich und eines gebildeten Mannes unwürdig gewesen. Aber daß Weiries tatsächlich in mancher Hinsicht seiner Zeit weit voraus gewesen war, dafür sprachen seine von glaubwürdigen Zeugen verbürgten wissenschaftlichen Erfolge und Entdeckungen.

Hier war nun ein Rezept von seiner Hand. War es wirklich das ernstzunehmende Resultat langjähriger Versuche, oder war es eine jener Mystifikationen, in denen sich der Sonderling gefiel, wenn es galt, mißgünstigen Kollegen, lästigen Besuchern oder dreistern Plagiatoren ein Schnippchen zu schlagen? Seyler gestand sich ein, daß es einen eignen Reiz haben müsse, dieses Rätsel durch eine vorurteilslos unternommne Probe zu lösen. Erwies sich das Mittel als unwirksam, so war der Mystifikator wieder einmal entlarvt, zeigte es sich wirksam, um so besser,

FOUR III 1100000000

dann wurde unser Freund mit einem Schläge alle die Sorgen und Schmerzen los, die ihm aus der Notwendigkeit, seine Lieblinge verkaufen zu müssen, erwachsen. Denn das war ja klar: reagierten die Bücher auf die chemisch-magnetische Kraft, so taten sie es in jedem Falle, mochten sie nun auf rechtmäßige oder unrechtmäßige Weise aus Seylers Besitz in den eines andern übergegangen sein.

So stand denn eines Tages bei dem Antiquar der Entschluß fest, sich die dreihundertdreißig Ingredienzien zu beschaffen und die geheimnisvolle Kocherei genau nach den Anweisungen des Helmstedter Adepten vorzunehmen. Rätchen durfte natürlich nichts davon wissen; der Onkel hatte die dunkle Empfindung, als ob sie seinem Unternehmen nicht das wünschenswerte Verständnis entgegenbringen würde. Außerdem war es ja jederzeit der Brauch der Alchimisten und ähnlicher Laboranten gewesen, ihre Tätigkeit profanen Augen zu entziehen.

Die Nichte wunderte sich im stillen darüber, daß der Onkel jetzt häufiger als je ausging, und daß er, wenn er heimkam, gewöhnlich eine Tüte oder eine Flasche mitbrachte und sorgfältig in den Empireeschreibtisch verschloß. Noch mehr gab ihr der merkwürdige Umstand zu denken, daß eines Mittags der größte eiserne Topf aus der Küche verschwunden war. Dabei schien der Onkel jetzt beschäftigter und zerstreuter als je, ging nach dem Abendbrot wieder in den Baden hinunter und kam vor Mitternacht nicht in die Wohnung zurück.

Der gute Seyler hatte es auch wahrhaftig nicht leicht. Was gehörte nicht alles dazu, die einzelnen Chemikalien zusammenzubekommen, von denen die Leute in den Kräutergewölben und Droguerien manche nicht einmal dem Namen nach kannten! Am meisten Mühe machte es ihm, die gebrannten Ossa felis domesticae, vulgo Katzenknochen aufzutreiben, die er endlich durch die Gefälligkeit eines Gärtners erhielt, und die er, um die Neugier des Mannes zu befriedigen, für das einzig wirksame Schutzmittel gegen die Mäuse ausgegeben hatte.

Als schließlich alles beisammen war, konnte das große Werk begonnen werden. Es war ein glühendheißer Julitag gewesen, so ungewöhnlich heiß, daß man es sogar in den dämmrigen Gewölben von Reichenbachs Hof verspürt hatte. Gegen Abend hatten sich schwere Wolken aufgetürmt, ein Sturmwind sondergleichen war durch den Hof gebläut, hatte Stroh und Papierschnitzel bis zu den höchsten Stockwerken emporgewirbelt, Fenster aufgerissen und zugeworfen und unter den Geranien und Nelken, die Rätchen auf einem Blumenbrett vor ihrem Kammerfenster pflegte, eine vandalische Verwüstung angerichtet. Jetzt war es stockfinstere Nacht, der Regen prasselte nieder, Blitze erleuchteten für Sekunden den Hof taghell, und Donner auf Donner krachte, als sollte die Welt zugrunde gehn. Das war die rechte Stunde für eine Arbeit, wie sie Herr Polykarp Seyler vorhatte. Wenn die Elemente in Aufruhr liegen, wenn der Himmel seine Pforten geöffnet hat und dem schwachen Auge des Menschen einen kurzen Blick in seine unermesslichen Strahlenräume gewährt, dann sind die tausend und abertausend geheimen Kräfte der Natur doppelt wirksam und nicht minder willig zu schöpferischem Tun wie die mächtigen Urgewalten, die sich in segenspendendem Zorn über die Erde entladen, ihren Schoß befruchten und ihren Dunstkreis vom Staube des Alltags reinigen.

Und während die Leute oben in ihren Wohnungen ängstlich bei ihren Kerzen oder Lampen saßen, beim blendenden Scheine der Blitze zusammenfahren und mit angenehmem Gruseln auf das Knattern des Donners warteten, stand der Antiquar in seinem wohlverschlossenen Lädchen, las mit einer Art von Andacht noch einmal das Rezept, sortierte seine Tüten und Flaschen genau den Angaben des Helmstedter Wundermannes entsprechend nach der vorgeschriebnen Reihenfolge und stellte den eisernen Topf mit der Milch über den auf einem Seitentische angebrachten Gas-

brenner, der seiner Nichte im Winter gewöhnlich dazu diente, den Kaffee oder den Tee warm zu halten, wenn die Kälte des schwer heizbaren Raumes eine regelmäßige wiederholte innere Erwärmung des menschlichen Körpers notwendig machte.

Es wahrte nicht lange, so verriet auch schon ein scharf brenzlichter Geruch, daß sich Feuer und Milch ohne Konsens und Segen einer sachverständigen Hausfrau zu vermählen begannen. Aber der Kandis wirkte mildernd, und als sich erst der Alkohol dazugesellte, stieg im Geiste des späten Alchimisten die unklare Erinnerung an eine Punschbowl auf, die er vor Jahr und Tag — er wußte nicht mehr, wann, bei welchem Anlaß und in welcher Gesellschaft — einmal getrunken hatte. Nun kam jedoch die Aloe, das Lieblingsingrediens mittelalterlicher Apothekerkunst, an die Reihe, und vor ihrem bitter-aromatischen Duft schwanden die profanen Gedanken des Kochkünstlers dahin wie Nebel vor der Morgen Sonne. So ging es fort: Geist und Materie, Himmel und Erde, Gutes und Böses, mystischer Zauber und gemeine Wirklichkeit schienen in dem schwarzen Kessel miteinander zu ringen, bald schien der Geist, bald die Materie zu siegen, bald entströmte dem quirlenden Gemenge ein beseligender Duft, der Herrn Polykarp mit faustischen Ahnungen erfüllte, und bald wieder der kräftige Geruch einer guten Krebsuppe, der ihn aus den lichten Höhen geläuterter Erkenntnis auf den festen Boden des Allzumenschlichen zurückriß.

Mitternacht war längst vorüber, als Seyler den Inhalt seiner letzten Lüte in den Topf schüttete und mit erlachendem Arm unter das brodelnde Gemisch rührte. Er merkte mit Befriedigung, wie der Brei dicker und dicker wurde, und wie unter dem zur Seite geblasnen Dampfe die silbergraue Materie zum Vorschein kam, die das Resultat und der Lohn so angestrengter Arbeit war. Wenn sie nur schneller erkaltet wäre! Aber sie kochte noch eine Weile weiter, obgleich der sonderbare Alchimist das Gas längst abgedreht hatte und mit Ungeduld auf den Augenblick wartete, wo er das Produkt der Kocherei in das bereitgestellte Gefäß füllen und die Spuren seiner geheimnisvollen Tätigkeit so gründlich wie nur möglich beseitigen konnte.

Endlich war auch das geschehen, und außer einem schwachen, für eine profane Nase undefinierbaren Geruch und einigen Spritzern an der altersgeschwärzten Wand verriet nichts mehr, daß sich hier ein Sterblicher die geheimnisvollen Kräfte der Natur dienstbar gemacht und gleichsam auf Flaschen gezogen hatte. Und seltsam! Seit Seyler die dickliche Mixtur vor sich sah, war er auch von ihrer Wirksamkeit felsensfest überzeugt. Und als er sich nun in Ermanglung eines Pinsels einen Pappstreifen zurechtschnitt, ihn in den grauen Brei tauchte und damit eine silbrige Bahn, ähnlich der Spur einer Schnecke auf einem trocknen Waldwege, über die Türschwelle zog, verstand es sich für ihn ganz von selbst, daß jedes Buch, das die Hand eines Fremden über diese Schwelle trug, über kurz oder lang in das Gewölbe zurückkehren mußte.

So kam es, daß er am nächsten Morgen mit wahrer Sehnsucht auf einen Kunden wartete. Wie ein Luchs lauerte er hinter den Kupferstichen des Schaufensters auf die Vorübergehenden und suchte, wenn sie wirklich stehn blieben und sich die stockfleckigen Kunstblätter, die beiden französischen Reiterpistolen, die Originaldrucke Brendelscher Bekanntmachungen aus den Tagen der Völkerschlacht und die verstaubten und vergilbten Bücher ansahen, in ihren Augen zu lesen, ob sie wohl eintreten und irgend etwas von diesen Raritäten kaufen würden. Gegen Mittag trat denn auch wirklich ein Herr ein, der den Lockungen des Schaufensters nicht widerstand und sein Auge auf einen Magdeburger Druck vom Jahre 1666, betitelt: J. Praetorius, Anthropodemus plutonicus, d. i. eine neue Weltbeschreibung

von allerley wunderbahren Menschen, geworfen hatte. Er nahm an dem nicht gerade mäßigen Preise von fünfundzwanzig Mark nicht den geringsten Anstoß, jaß die beiden Hände auch gar nicht weiter an, sondern bezahlte sie und trug sie mit der Befriedigung eines Mannes, der einen wertvollen Fund gemacht hat, von dannen. Aber schon am Spätnachmittage erschien er wieder, legte das Buch mit einiger Verlegenheit auf den Ladentisch, erklärte, er habe sich etwas ganz andres darunter vorgestellt, und bat flehentlich, Seyler möchte es doch freundlichst zurücknehmen, er wolle mit Vergnügen ein Neugeld von fünf Mark bezahlen. Der Antiquar, der hierin mit einem stillen Triumphgefühl die erste Wirkung des Weireißschen Zaubermittels erkannte, ließ sich nicht lange nötigen und holte die zwanzig Mark in Gestalt von vier Fünfundmarkstücken aus der Ladentasse. Der reumütige Kunde steckte sie ein und suchte mit dem Ausdruck der Erleichterung das Weite.

Am andern Morgen, als Seyler aus seiner Wohnung herunterkam und den Laden öffnen wollte, stand der Kunde schon vor der Thür.

Ich möchte Ihnen etwas andres abkaufen, sagte er, indem er mit den Fünfundmarkstücken klapperte, als müsse er sich dadurch als kaufkräftig legitimieren. Da sah ich gestern ein dünnes Quartbuch, ein Memorial des Don Diego Colon über die Bekehrung der Völker der von ihm entdeckten Länder — was würde das kosten?

Der Antiquar suchte den dünnen Band hervor.

Sie meinen jedenfalls dieses hier? fragte er. Es ist der spanische Originaltext des Berichts an den König, nach dem Manuscript gedruckt im Jahre 1854. Es kostet zwanzig Mark.

Der Herr nahm das Buch und blätterte darin.

Ich habe zwar nie Spanisch gelernt, bemerkte er, aber ich sollte denken, wenn man Italienisch kann, müßte man sich im Spanischen auch zurechtfinden können. Ich nehme es mit. Hier ist das Geld.

Seyler ließ ihn mit dem Buche ziehen und freute sich der Entdeckung, daß das Mittel seine Kraft auch den noch kursierenden Münzen gegenüber bewährte. Schon am Nachmittag war der Käufer mit dem Buche wieder da und sagte ziemlich kleinlaut:

Spanisch ist doch schwerer, als ich annahm. Und dann die vielen Abbrüvaturen! Ich habe kaum drei Zeilen herausbekommen. Nein, mit dem Buche kann ich beim besten Willen nichts anfangen. Es wäre mir lieb, wenn Sie es zurücknehmen wollten. Wenn ich auch nur fünfzehn Mark dafür wiedererhalte.

Der Antiquar war zu dem Geschäfte mit Vergnügen bereit, er hatte seinen Columbus wieder und nebenbei die frohe Gewißheit, daß auch die fünfzehn Mark ihren Weg aus der Tasche des Fremden in die Ladentasse zurückfinden würden. Und in der That ging es so fort: Bücher, die immer billiger, und Geldbeträge, die immer kleiner wurden, zogen aus dem engen Lädchen in die Welt hinaus, die jenseits der Mauern von Reichenbachs Hof brandete, und trieben wie von einer verborgnen Strömung geleitet in den stillen Port zurück, der ihnen vom Schicksal zu einem Heimathafen für alle Ewigkeit bestimmt schien. Leute, die sonst jährlich höchstens ein- oder zweimal irgendeine Kleinigkeit gekauft hatten, erschienen jetzt jeden zweiten oder dritten Tag, holten und brachten, gleichsam als seien sie von einer epidemischen Bibliomanie und dabei von einer geradezu pathologischen Abneigung gegen die glücklich erstandnen Literaturschätze befallen worden. In der Ladentasse häuften sich die Überschüsse aus den rückgängig gemachten Geschäften zu ansehnlichen Summen, und wenn sich Rätchen jetzt am Abend mit Geld zum Zubrot verjah, dann mußte sie eine ganze Weile unter Goldstücken und Silbermünzen wühlen, bis sie die paar Nickel fand, die sie zum Einkauf des rohen Schinkens, der Eier oder der Metzwurst brauchte. Aber auch die Nickel wurden über kurz oder lang von dem rätselhaften

Heimweh nach der Schieblade des Empireschreibtisches ergriffen, und meist schon am nächsten Morgen tauchte in Seylers Lädchen der Kaufmann auf, der im Hofdurchgang seinen Stand hatte, und verlangte einen alten Liebesbriefsteller, ein Traumbuch oder eine Anleitung zu Kartenkunststücken, lauter Bücher, die sich bei näherem Zusehen als unbrauchbar erwiesen und mit derselben Schnelligkeit wie ihre gelehrten Verwandten den Weg zu Seylers staubigen Regalen zurücksanden.

Niemand war über diesen plötzlichen Wandel der Dinge erstaunter und erfreuter als Rätchen. Wären ihre Gedanken weniger mit ihrer eignen Zukunft beschäftigt gewesen, so würde sie wohl zu der Einsicht gekommen sein, daß der unerwartete Aufschwung des Geschäfts keineswegs allein auf die gesteigerte Tätigkeit und die tatsächlich ein wenig bezähmte Lesewut des Onkels zurückgeführt werden konnte. Aber sie wellte mit ihrem Geiste jetzt meist in fernen Gegenden, am Monte Cristallo, in Schluderbach oder in Cortina d'Ampezzo, und zwischen die abgegriffnen Blättchen des Zettelkatalogs gerteten jetzt häufiger Ansichtspostkarten, auf denen die Binnen der Dolomiten in rosigem Abendscheine über lakonischen aber nicht minder feurigen Wandergrüßen glühten. Wie hätte sie da also dem geheimnisvollen Zauber nachspüren können, der in gleicher Weise die Regale und die Kasse des Onkels füllte! Daß er jetzt, wo sie im Begriffe stand, ihn zu verlassen, auf dem besten Wege war, ein „vernünftiger“ Mensch, das heißt ein tüchtiger Geschäftsmann zu werden, gewährte ihr eine große Befriedigung. Vielleicht kam er auch noch dazu, der Pflege seines äußern Menschen etwas mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, zur rechten Zeit an die Mahlzeiten zu denken, der herrschenden Mode ein paar kleine Konzessionen zu machen und Haupthaar und Bart öfter verschneiden zu lassen. Früher waren ihr dergleichen Außerlichkeiten nicht aufgefallen, seit sie jedoch den Doktor Waegold kannte, fand sie, daß jedes männliche Wesen mit Umlegekragen, langem Gehrock und hängenden Voden eigentlich ein Scheusal sei, und daß zu den notwendigsten Requisiten der Manneswürde ein Stehkragen, kurzgeschornes Haar und ein flotter Jacketanzug gehörten. Und aus dieser Erkenntnis erwuchs bei der Nichte die Überzeugung, daß der Onkel, wie überhaupt jeder ordentliche Mann, zeitweilig einer ihn sanft leitenden weiblichen Hand bedürfe, und daß es für ihn nur eine Rettung vor dem ihm mit ihrem bevorstehenden Weggang drohenden Abgrund gänzlicher Verwilderung gäbe, nämlich so bald als möglich selbst zu heiraten.

Eines Abends bot sich ihr denn auch die erwünschte Gelegenheit, dem Gespräche die Richtung zu geben, die auf das Thema Heirat führen mußte. Wider Erwarten blieb der Onkel bei der Stange, schweifte weder zu den Oden des Horaz noch zu den Briefen des jüngern Plinius ab, sondern hörte Rätchens Darlegungen mit einer Aufmerksamkeit zu, die nur zu deutlich verriet, daß der Gegenstand für ihn ein mehr als rein philologisch-antiquarisches Interesse hatte. Daß er schließlich aber doch noch sämtliche Gründe und Gegengründe, die Petrarca in seinem Büchlein *De remediis utriusque fortunae* für und gegen die Ehe ins Feld führt, aufzählte, schien der Nichte zu beweisen, der Onkel habe sich selbst schon mit der großen Frage eingehend, wenn auch zunächst rein theoretisch, beschäftigt. Wie erstaunte sie aber erst, als er dann sein Notizbuch hervorzog und diesem einen mehrfach zusammengefalteten Zettel entnahm, auf dem von seiner Hand folgender Entwurf eines Heiratsgesuches stand:

M a r i a g e .

Antiquariatsbuchhändler im besten Mannesalter mit kleinem, aber flottgehendem Geschäft sucht, da es ihm an Damenbekanntschaft fehlt, auf diesem Wege eine Lebensgefährtin. Damen mit schöner Handschrift, gebiegenen Literaturkenntnissen und Verständnis für den Geist des klassischen Altertums, wenn auch ohne Vermögen — guterhaltne Wittven nicht ausgeschlossen —, belieben ihre Adresse mit einem kurzen Curriculum vitae bei der Expedition djs. Bl. unter *Ars amandi* niederzuliegen.

Tageblatt oder Nachrichten? fragte er, indem er die Brille emporhob und seine Nichte forschend ansah.

Ich würde zunächst das schreckliche Wort „Mariage“ durch unser gutes „Heiratsgesuch“ ersetzen und aus der guterhaltenen Witwe eine jüngere, kinderlose Witwe machen, meinte Käthchen. Und dann, fürchte ich, wird durch die Forderung gediegener Literaturkenntnisse die Zahl der Bewerberinnen allzusehr eingeschränkt werden.

Das schadet gar nichts, Käthchen, erwiderte der Onkel, je weniger sich melden, desto besser. Je kleiner die Wahl, desto geringer die Qual. Mit der Mariage und der guterhaltenen Witwe magst du übrigens Recht haben.

Er nahm einen Bleistift und korrigierte.

Sol sagte er befriedigt, jetzt wird nichts mehr daran geändert. Ich dachte, das Ding hätte Hand und Fuß. Wenn ich es jetzt gleich in die Expedition bringe, kommts noch in die nächste Nummer.

Er stülpte sich seinen alten Schlapphut auf, warf den Fragenmantel um die Schultern, ohne den er auch im heißesten Sommer nicht ausging, da man in den geräumigen Taschen eine ganze Bibliothek unterbringen konnte, und verließ die Wohnung.

An den beiden nächsten Tagen konnte Käthchen dem Onkel gar nicht oft genug zur Expedition gehn und nach eingelaufenen Offerten fragen. Gleich das erstemal brachte sie an die dreißig Briefe mit, die alle in mehr oder minder kalligraphischen Schriftzügen die verheißungsvolle Aufschrift *Ars amandi* trugen. Herr Polykarp Seyler strahlte vor Vergnügen.

Das ist ja gerade, als ob wir im Börsenblatt Gözingers Reallexikon gesucht hätten, bemerkte er. Da kommen die Offerten auch immer gleich duzendweise.

Die Freude mäßigte sich jedoch, als sich herausstellte, daß die meisten der Briefe nichts weiter waren als ganz geschäftsmäßige Zuschriften von Heiratsvermittlern, die samt und sonders ein wohlaffortiertes Lager von Damen zu unterhalten schienen, deren hervorstechendste Eigenschaft ohne Ausnahme das tiefste Verständnis für die Welt der Antike war. An den übrigen, von zarter Hand geschriebnen Briefen hatte der Heiratskandidat fast überall etwas auszusetzen. Bei manchen gefiel ihm die Handschrift nicht, andre waren ihm zu stark parfümiert, wieder andre ließen das *Curriculum vitae* vermissen oder wiesen darin irgendeinen dunkeln Punkt auf, der sogar ein so harmloses Gemüt wie das unsers Freundes stutzig machte, einige endlich verrieten durch mehr oder minder bedenkliche orthographische und stilistische Entgleisungen, daß nicht einmal der Geist Goethes, geschweige denn der Horazens oder Ciceros an der Wiege der heiratslustigen Schreiberinnen gestanden hatte.

So blieben also endlich alles in allem zwei Offerten übrig, die nach Form und Inhalt vertrauenerweckend waren und eine ernstliche Berücksichtigung zu verdienen schienen. Die erste entstammte der Feder einer Jungfrau mit Namen Rosalie Schott, die als Tochter des Herrn Friedrich Wilhelm Schott, Rgl. Preuß. Kanzleirats und Ritters des Kronenordens IV. Klasse in Merseburg das Licht der Welt erblickt, ihren Lehrerinnenberuf wegen längerer, jetzt aber, Gott sei Dank, gänzlich behobner Kränklichkeit aufgegeben hatte und nun, achtunddreißig Jahre alt, mit ausgesprochenem Sinn für alles Schöne in Literatur und Kunst von einer kleinen Rente und dem Vermieten zweier gut möblierter Zimmer an durchaus solide und gebildete junge Leute lebte, des Alleinseins müde war und sich befähigt fühlte, einem gemüthvollen Manne in gezeigten Jahren eine behagliche Häuslichkeit zu bieten. Die beigelegte Photographie zeigte eine offenbar sehr schlanke Dame mit dunkeln Haar, sorgfältig angeordneten Stirnlöchchen und Klemmer. Sie lehnte an einem

Tisch, auf dem eine Gipsnachbildung der Laokoongruppe stand, und sah über ein aufgeschlagenes Buch hinweg den Beschauer mit sinnig-gedankenvollem Ausdruck an.

Numero zwei, Frau Minna Krause, bekannte sich zu einem Alter von vier- unddreißig Jahren; sie war die Witwe eines Buchdruckereibesizers (vier Handpressen, zwei Tiegeldruckpressen, zwei Accidenzmaschinen von König und Bauer), in der Korrespondenz erfahren, mit buchhändlerischen Verhältnissen nicht ganz unbekannt und nebenbei eine perfekte Köchin. Sie konnte ihren herzensguten, vor vierzehn Monaten verstorbenen Mann immer noch nicht vergessen, war aber im übrigen heitern Gemüths und hatte eine unbezähmbare Leidenschaft für gute Lektüre. Ihre Druckerei wurde durch einen tüchtigen Faktor geleitet, sie selbst war völlig unabhängig und jederzeit zu einer persönlichen Vorstellung bereit. Auf dem Bilde (Kabinettformat) präsentierte sie sich als eine untergesetzte üppige Blondine mit lachenden Augen, Stumpfnäschen und „Wuschelkopf“.

Den sehr verschiedenartigen Reizen, die mit Hilfe dieser beiden Offerten auf ihn einströmten, war Herr Polykarp Seyler nicht gewachsen. Er hätte sich gern kurzerhand für eine der beiden Schönen entschieden, aber wenn er die Stirnlöckchen gegen den Wuschelkopf, den sinnig-gedankenvollen Blick gegen die lachenden Augen, die Rente gegen die Accidenzmaschinen, die vornehme Schlantheit gegen die verlockende Fülle, den Laokoön gegen die Passion für gute Lektüre abwog, so hielten alle diese Vorzüge einander die Wage, und er war nach mehrfach wiederholter reiflicher Erwägung, welcher der beiden Konkurrentinnen er die Palme zuerkennen sollte, so klug wie zuvor. Rätthchen, die ihm aus seinem Dilemma helfen sollte, hielt mit ihrem Urtheil vorsichtig zurück und meinte, der Onkel sollte sich bei seiner Wahl einzig und allein durch die Stimme seines Herzens leiten lassen.

Unserm Freunde blieb also nichts weiter übrig, als seine beiden Kandidatinnen zu einem Rendezvous zu bestellen und so aus den Coeurdamen zunächst Treffdamen zu machen, wobei er freilich Gefahr lief, eine davon, indem er sich für die andre entschied, schließlich in eine Bildame zu verwandeln. Aus seiner Anonymität herauszutreten beabsichtigte er zunächst nicht, und mehr als ein paar Nachmittagstunden auf die Introduction seines Liebesfrühlings verwenden mochte er auch nicht, dazu war ihm die Zeit zu kostbar, und außerdem war der Andrang der Kunden jetzt immer so groß, daß Seyler eigentlich keine Minute abkömmlich war. Er fand deshalb den Ausweg, Fräulein Rosalie auf nächsten Mittwoch, Nachmittags vier Uhr, und Frau Minna auf denselben Tag, fünf Uhr, nach Reichenbachs Hof zu bestellen. Jede sollte langsam durch den Hof promenieren und als Erkennungszeichen ein weißes Taschentuch in der Hand tragen. Der Herr, der ihre Bekanntschaft zu machen wünschte, werde ebenfalls an einem weißen Taschentuch kenntlich sein.

Der Mittwoch kam, und mit ihm pünktlich um vier Fräulein Rosalie Schott. Der Antiquar hatte einen Kunden, der ihn aufzuhalten drohte, geschwinder, als es sonst seine Art war, abgefertigt, stand nun, das weiße Taschentuch in der Hand, vor Aufregung zitternd hinter den Kupferstich seines Schaufensters und musterte mit Falkenblick alle Vertreterinnen des schönen Geschlechts, die den langen, schmalen Hof passierten. Da plötzlich tauchte das ersehnte Erkennungszeichen auf, getragen von einer Dame, die keine andre als Fräulein Rosalie sein konnte, die aber noch ein gut Teil schlanker, um nicht zu sagen: magerer und eckiger war, als man nach der Photographie hätte annehmen können. Sie wandelte so stolz, würdevoll und siegesbewußt dahin, als schmückte der väterliche Kronenorden auch ihre jungfräuliche Brust; in ihrem Antlitze war jedoch, was Seyler durchaus erklärlich fand, in diesem Augenblick von dem sinnig-gedankenvollen Ausdruck, der ihn auf dem Bilde so bezaubert hatte, nicht viel zu bemerken. Sie sah weder nach rechts noch nach links

und schien keine Ahnung davon zu haben, daß sie sich dem kleinen, flottgehenden Antiquariatsgeschäfte, worin der späte Mai ihres Lebens blühen sollte, bis auf etwa fünf Schritte genähert hatte.

Dem verborgnen Freier klebte die Zunge am Gaumen. Er wischte sich mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn, räusperte sich und stürzte rasch entschlossen aus der Ladentür. Als Fräulein Rosalie seiner oder vielmehr seines Taschentuchs ansichtig wurde, stutzte sie, überflog ihn mit einem prüfenden Blick und blieb, da die Prüfung nicht gerade zu seinen Ungunsten ausgefallen war, hold errötend stehen. In der Verlegenheit benutzte Seyler das Taschentuch im Sinne seiner ursprünglichen und von der gesamten Kulturmenscheit anerkannten Bestimmung und schneuzte sich so ausgiebig, daß die Dame den Glauben an einen Zusammenhang zwischen dem leinenen Gebrauchsgegenstand und ihrem künftigen Lebensglück verlor und sich anschiede, ihre Wanderung durch den Hof fortzusetzen. Da endlich fand der Freier Worte.

Wenn ich nicht irre, habe ich die Ehre mit Fräulein Rosalie Schott? fragte er mit verbindlichem Lächeln, während er ihr zu seiner Legitimation das Taschentuch präsentierte. Mein Name ist Polykarp Seyler. Sie werden sicherlich schon Kataloge mit meiner Firma in der Hand gehabt haben. Aber wollen Sie nicht näher treten? Meine Nichte wird sich freuen, Ihre Bekanntschaft zu machen.

Diese letzte Wendung hielt er für äußerst diplomatisch. Denn es war ja nicht unmöglich, daß das Fräulein, die Tochter eines kgl. Preussischen Kanzleirats, Bedenken trug, der Einladung eines männlichen Wesens zu folgen, wenn ihr nicht die Anwesenheit einer Ehrendame die Garantie dafür bot, daß hier alles nach den ungeschriebenen Gesetzen der Schicklichkeit vor sich ging.

Fräulein Rosalie ließ sich denn auch nicht lange nötigen, trat ein und wurde mit Rätchen bekannt gemacht. Sie war durchaus nicht so schüchtern, wie Seyler vermutet hatte, bewunderte in ihrer temperamentvollen Art die vielen, vielen „sicherlich furchtbar interessanten“ Bücher, geriet in Entzücken über eine kleine Meißner Koffertasse und bemerkte beiläufig, ganz genau so eine habe ihre selbige Großmutter, die eine geborne von Köckeritz und eine Nichte des Geheimen Kriegsrats dieses Namens gewesen sei, auch besessen. Es war für den Antiquar eine große Beruhigung, daß die Dame so ziemlich gerade wegen seines schönen Fonds an positivem Wissen fühlte er sich nicht recht befähigt, einem weiblichen Wesen gegenüber den leichten Konversationston anzuschlagen, der ihm als die Einleitung zu ernstem und gehaltvollern Gesprächen unerlässlich schien. Da er überdies die dunkle Empfindung hatte, Fräulein Rosalie erwarte jetzt schon einen regelrechten Heiratsantrag, so brachte er zur Klärung der Lage die Unterhaltung mit einem kühnen Gedankensprung auf die Presse und äußerte, es sei doch merkwürdig, daß diese gewaltige Kulturmacht heutzutage berufen sei, nicht nur das politische Leben ganzer Völker zu lenken, sondern auch bestimmend in das Schicksal des einzelnen Individuums einzugreifen und zwischen einander fernstehenden Menschen Beziehungen zu vermitteln, die unter Umständen, das heißt, wenn sich der erste, günstige Eindruck bei näherer Bekanntschaft noch mehr vertiefe, von schwerwiegender Bedeutung für die Zukunft und das Lebensglück der betreffenden sein könnten.

Zum Glück fiel ihm noch rechtzeitig ein, daß ihm die Presse ja auch noch Beziehungen zu einem andern Individuum vermittelt hatte, und daß jeden Augenblick ein zweites Taschentuch vor dem Schaufenster sichtbar werden konnte. Fräulein Rosalie sah nicht so aus, als ob sie die Stätte des „ersten, günstigen Eindrucks“ so bald wieder zu verlassen gesonnen sei, und mußte deshalb schonend darauf vor-

berettet werden, daß gegen fünf Uhr noch eine andre Dame, „eine entfernte Verwandte“, erscheinen werde, die natürlich nicht zu wissen brauche, welcher Veranlassung er — Seyler — den Besuch Fräulein Rosaliens verdanke. Sie möge deshalb erlauben, daß er sie der andern Dame ebenfalls als eine entfernte Verwandte vorstelle. Die Tochter des kgl. Preussischen Kanzleirats mußte sich nun mit der Unterhaltung Rätchens begnügen, denn Herr Polytarp Seyler schien plötzlich das dringende Bedürfnis zu empfinden, das Arrangement des Schaufensters von Grund auf zu ändern und die Kupferstiche, die bisher auf der rechten Seite gehangen hatten, mit denen auf der linken Seite zu vertauschen. Er war übrigens jetzt bei weitem nicht so aufgereggt wie vor einer Stunde, was vielleicht daher kam, daß er den herben Reizen Rosaliens Geschmack abgewonnen hatte und sich der Hoffnung hingab, Frau Minna Krause möchte ihm weniger gefallen und deshalb von vornherein für ihn nicht weiter in Betracht kommen. Eins wußte er jetzt schon: so pünktlich wie die ehemalige Lehrerin war sie nicht. Fünf war längst vorüber, und noch immer ließ sich in Reichenbachs Hof kein weißes Taschentuch sehen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsspiegel. (Kaiser Wilhelm und König Eduard. Wilhelmshöhe und Bschl. Agitationen für Wahlrechtsreform in Preußen. Herrn Spahns Rheinbacher Rede.)

Der bedeutamen Monarchenbegegnung in Swinemünde sind zwei weitere gefolgt, in Wilhelmshöhe zwischen König Eduard und Kaiser Wilhelm, und in Bschl. zwischen König Eduard und Kaiser Franz Joseph. Schon bei Besprechung der Zusammenkunft in Swinemünde wurde an dieser Stelle hervorgehoben, daß der angekündigte Besuch König Eduards in Wilhelmshöhe im Zusammenhang damit betrachtet werden müsse. Es handelt sich bei allen diesen Zusammenkünften nicht um besondere Abmachungen und Neugruppierungen der Mächte, sondern um freundschaftliche Aussprachen über die gegebne Lage; ihre Bedeutung liegt lediglich darin, daß sie zur Klärung beitragen und als Anzeichen dafür gelten können, daß in der politischen Atmosphäre die Spannungen nachgelassen und die Wolken sich verzogen haben.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Besuch König Eduards bei seinem kaiserlichen Neffen, so kurz das Zusammensein auch war, entschieden das größte Interesse erregt hat. Es sind nun einmal die beiden Herrscherpersönlichkeiten, die bisher die Blicke der Welt am meisten auf sich gelenkt haben. Auf beide trifft die Erfahrung zu, daß die monarchische Würde immer noch — oder vielmehr eben jetzt — sehr viel mehr bedeutet, als in Verfassungsparagraphen umschrieben werden kann. Es kommt nur darauf an, daß der Träger der Krone ein starkes Gefühl und ein lebendiges Bewußtsein hat für die Regungen der Volksseele, die sich in der Persönlichkeit des höchsten Vertreters der irdischen Gewalt gern spiegeln möchte. Jede Eifersucht auf die feste Sinehaltung der Schranken, die Verfassung und Gesetz dieser irdischen Gewalt gezogen haben, verschwindet gegenüber der volkstümlichen Auffassung des Herrscherberufs, die ganz ihre eignen Wege geht und ihre besondern